

Über Katz und Maus

Kaum ein Film der westdeutschen Nachkriegszeit war so umstritten wie Hansjürgen Pohlands »Katz und Maus« von 1967. Die Verfilmung der gleichnamigen Novelle von Günter Grass geriet gleichermaßen ins Visier der Sittenwächter wie in den Fokus der Politik. Während die einen sich über eine Onanie-Szene ereiferten, gerieten die anderen in heiligen Zorn, weil Pohland angeblich das »Eiserne Kreuz« verunglimpfte, eine militärische Auszeichnung, die zu NS-Zeiten ein Hakenkreuz zierte. Zum Politikum wurde der Film aber auch durch die Mitwirkung von Willy Brandts Söhnen Lars und Peter.

Enno Stahl beleuchtet den zeitgenössischen Entstehungs- und Rezeptionskontext des Films. Es zeigt sich, dass darin geradezu ein Lehrstück über die junge Bundesrepublik verborgen ist, in der alte Seilschaften noch über Macht und Einfluss verfügten, Zensur durchaus an der Tagesordnung war und Kunst tatsächlich noch die Gemüter zu erregen vermochte.

Enno Stahl, geboren 1962, ist Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Performer, Journalist und Herausgeber. Er veröffentlicht Prosa, Lyrik, Essays, Glossen und Kritiken. Zuletzt erschienen von ihm die Prosazyklen »Heimat & Weltall« im Ritter Verlag und der Roman »Diese Seelen« im Verbrecher Verlag.

Enno Stahl

Für die Katz und wider die Maus
Pohlunds Film nach Grass

VERBRECHER VERLAG

Filit 8

Herausgegeben von Rolf Aurich und Wolfgang Jacobsen



DEUTSCHE
KINEMATHEK
MUSEUM
FÜR FILM UND
FERNSEHEN

Erste Auflage

Verbrecher Verlag Berlin 2012

www.verbrecherei.de

© 2012 für diese Ausgabe: Verbrecher Verlag

Satz: Saskia Uhlig

Umschlaggestaltung: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus

Umschlagmotiv: Lars Brandt (Deutsche Kinemathek – Museum für
Film und Fernsehen / Fotosammlung)

ISBN: XXX

Printed in Germany

INHALT

Für die Katz und wider die Maus 7

Anmerkungen 107

Dank III

Über Bücher und Filme ...

Mit Romanverfilmungen ist es so eine Sache, selten erreichen sie ihr Vorbild: »Das Buch ist besser als der Film.« Welch ein Stereotyp, schon tausend Mal gehört, obwohl dieser Satz verwunderlich klingt in Zeiten, in denen soviel mehr ferngesehen als gelesen wird. Ein Satz indes, der zumeist absolut korrekt ist: Das Buch besser als der Film, ja, was denn sonst, würde der Bibliophage aufschreiben, wie könnte das anders sein? Ein Film hat im Normalfall eine Länge von 90 bis 120 Minuten, welchen Roman könnte man in so kurzer Zeit lesen?

Zwar bietet der Film als synästhetisches Medium die Möglichkeit, diverse Spuren des Romans in einem Bild zusammenzufassen, das Bild dazu noch mit musikalischer Stimmung und erklärendem Text zu versehen, dennoch: Sämtliche psychologischen, dramatischen und dramaturgischen Wendungen eines echten,

das heißt vielschichtigen Romans kriegt kein Film zusammengepackt. Und hinzu kommt schlechterdings noch die Sprache selbst mit ihren Tiefen und Untiefen, Schlichen und Wegen, Fallstricken und Abgründen rätselhafter Schönheit und Komplexität.

Ausnahmen von dieser Regel existieren allerdings: »Zazie dans le Métro« wäre dafür ein Beispiel. Raymond Queneaus gnomisch-durchgedrehte Sprache wird von Louis Malle ganz wunderbar in eine filmisch adäquate Erzählweise überführt, nach Art eines Panoptikums mit Tricks und Trubel, Slapstick, Zeitlupe, Zeitraffer, Wiederholung und Deformierung, hier scheinen die Gegenstände Purzelbäume zu schlagen, kobolzen kunterbunt durcheinander, Bildfontäne, da trippelt sie, da trippelt sie, diese Zazie, über die Straße, über die Straße, und das ist alles, was sie kann ...

Nun gibt es auch viele Bücher, bei denen es vollkommen ausreicht, sich nur den Film anzusehen – alles, was man wissen muss, übermittelt dieser ebenso gut. Man denke an Verfilmungen neuerer deutscher Literatur, speziell von Pop-Romanen. Sprachlich ist da eh nichts los, Positionen Fehlanzeige, tiefere Bedeutungsschichten gibt es schon gar nicht, die schmucke Oberfläche taugt gerade recht für Zelluloid. Ich zum Beispiel warte jetzt mal auf die Verfilmung von »Axolotl Roadkill«, diesem etwas versauten Buch, garantiert auf persönlichen Erfahrungen seiner damals siebzehn- (oder elf-?)jährigen

Verfasserin beruhend, das 2010 so sehr Skandal gemacht hat, um zu erfahren, wie es ausgeht. Denn ich hatte partout keinen Spaß daran, es zu Ende zu lesen, und das, obwohl ihm mit »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« nicht gerade ein Reißer auf meinem Nachttisch Konkurrenz machte.

Dennoch: Selbst bei der guten Helene (ist das nicht eine Heilige?) Hegemann würde man jetzt nicht unbedingt sagen, der (mögliche) Film sei besser als das Buch, nur der Kosten-Nutzen-Aufwand stehe halt in einem günstigeren Verhältnis. Bei »Katz und Maus« in der Verfilmung von Hansjürgen Pohland, da würde ich allerdings sagen, der Film gefällt mir besser als das Buch.

Das zu erklären, muss ich etwas ausholen. Es ist mehr als dreißig Jahre her, 1980, wahrscheinlich schien sogar die Sonne, obwohl das nichts zur Sache tut, ich bin in der Unterprima, Deutschunterricht, wir lesen Günter Grass' »Katz und Maus«. Ganz wichtig, ganz wichtige Novelle, unser Deutschleistungskurs ist einer unter vielen, die sich diesem Buche widmen dürfen, was sage ich: müssen. Für mich persönlich, ich gestehe, war es eine Qual, warum eigentlich? Weiß ich gar nicht mehr, ich fand es einfach zum Kotzen langweilig, und das war das Einzige, was sich bei mir festgesetzt hat. Ich las deswegen auch nichts anderes mehr von Günter Grass. Keine Zeile, nichts. Bloß nicht. Keine Ahnung,

warum. Das war es halt, was ich behielt. Boh, langweilig. Klar, dieses Wettwachsen, okay, die einzige Szene, die irgendein Interesse auf sich zog, doch selbst die war so seltsam verschwurbelt.

Jetzt muss ich dazu sagen, und zwar als Autor, der ich damals im Werden begriffen war, unter anderen Literatur-Addicts: Für uns war die Gruppe 47, Leute vom Schlage Bölls und Grass', sowieso eher zum Ausreißen. Uns interessierten Brinkmann, Fauser, Bukowski, Arno Schmidt, so dieser ganze, bisschen subkutane Männerhumor also, vor allen Dingen aber – das Andere, das Rare oder auch Verschrobene. Laurence Sterne, William Blake, Joyce, Rimbaud, Lautréamont, Dada, der Surrealismus, Burroughs, die Wiener Gruppe, Oulipo. Nicht das, was da war, augenfällig, diese Popanze des deutschen Literaturbetriebs. Ich meine, wir waren achtzehn, wir hörten Free Jazz und Punk, was sollten wir da mit Grass und Böll?

Während ich Böll später durchaus Abbitte leistete, er mir in Einigem experimenteller erschien als erwartet, und in manchen Romanen (die ich damals aus der Schule eben *nicht* kannte) auch viel lustiger, leichter, satirischer, von der großen moralischen Integrität mal ganz abgesehen, gab und gibt es bei Grass weiterhin keinen Grund für mich, meine Meinung zu ändern.

Im Gegensatz zu früher weiß ich heute – das *auch* als Literaturwissenschaftler –, was mich daran stört. Der

Erzähler in »Katz und Maus« wirkt auf mich überaus redselig – Andere mögen das »Vollblutzerzähler« nennen, für mich ist das ermüdendes Zeugnis einer gehörigen Portion Selbstverliebtheit. Wie viel angemessener ist doch – gerade auch für ein Weltkriegsthema – der nüchterne, fast unterkühlte Ton eines Rudolf Lorenzen,¹ etwa in seinem großen Roman »Alles andere als ein Held«, erschienen im selben Jahr wie »Die Blechtrommel«!

Bei Grass hingegen ist nicht viel zu spüren von Reserve und nachdenklicher Distanz. Was ist denn zu halten von Sätzen wie diesem: »man sollte glauben, die Siedlung riecht frisch reinlich sandig und der Jahreszeit entsprechend – es roch aber in der Osterzeile, in der Westerzeile, im Bärenweg, nein, überall in Langfuhr, Westpreußen; besser noch, in ganz Deutschland roch es in jenen Kriegsjahren nach Zwiebeln, in Margarine gedünsteten Zwiebeln, ich will mich nicht festlegen: nach mitgekochten, nach frischgeschnittenen Zwiebeln roch es, obgleich Zwiebeln knapp waren und kaum aufzutreiben, obgleich man über knappe Zwiebeln im Zusammenhang mit dem Reichsmarschall Göring, der irgend etwas über knappe Zwiebeln im Rundfunk gesagt hatte, Witze riß, die in Langfuhr, Westpreußen, in ganz Deutschland im Umlauf waren; deshalb sollte ich meine Schreibmaschine oberflächlich mit Zwiebelsaft einreiben und ihr wie mir eine Ahnung jenes Zwiebelgeruches vermitteln, der in jenen Jahren ganz

Deutschland, Westpreußen, Langfuhr, die Osterzeile wie die Westerzeile verpestete und vorherrschenden Leichengeruch verbot.«²

Nicht nur dass dieser Satz, dieser Teilsatz, alle Eigenschaften eines Band-, eines Lindwurmsatzes oder auch Lindwurmfortsatzes in sich trägt; ein Satz, der sich – ich will mich nicht festlegen – nachgerade über mehr als eine halbe Taschenbuchseite erstreckt, sehr klein gesetzt wohlgerneht, in einer Type, die den Augen weh tut, dieser Satz, der sich ausführlich mit Zwiebeln beschäftigt, Zwiebeln, die einerseits knapp, andererseits aber omnipräsent sind, nicht nur in einer Straße, zwei Straßen, einem Viertel, nein, einer Region, nein, in ganz Großdeutschland, was der Erzähler natürlich genau weiß und zu beurteilen vermag, weil auch er offensichtlich omnipräsent und dazu allwissend ist, woraus man ihm selbstredend keinen Strick drehen darf, denn es ist das gute Recht eines jeden Erzählers, sich allwissend zu gerieren, das ist die Freiheit der Kunst, die Freiheit des Erzählens, verblüffend ist sein gesamtdeutsches Wissen indes, weil er sich dann wiederum gerade *nicht* festlegen will, was an seiner Kompetenz etwas zweifeln lässt; also Zwiebeln, die einerseits knapp und andererseits allüberall olfaktorisch vorhanden sind, das ist stark, ein bisschen stark, dieser ganze Zwiebelgeruch, ob er nun von solchen Zwiebeln stammte, die in Margarine gedünstet, in Margarine, die also wohl noch

da war, obwohl die Zwiebeln, die jeder in seinem Garten anbauen konnte, knapp ..., auch das gibt zu denken; die Zwiebeln also in Margarine oder aber frisch geschnitten oder aber mitgekocht, immer derselbe Geruch, ein Geruchsteppich, der über ganz Deutschland lastet, das kennt ja jeder, der Geruch frisch geschnittener Zwiebeln, der aus den Fenstern der Großstädte wallt, unerträglich, das überlagert alles, sogar den Leichengeruch, der doch eigentlich vorherrscht, aber von den Zwiebeln verboten wird, *wie bitte?* Die Zwiebeln *verbieten* den Leichengeruch? Aber ja, das heißt einfach, die Zwiebeln sind deshalb so ubiquitär, weil sie metaphorisch aufgeladen sind, geradezu personifiziert, jede Zwiebel ein gefallener Soldat, die Erinnerung an ihn wird über eine Zwiebel verdrängt, vom Zwiebelgeruch verdeckt, kein Wunder, wenn der Erzähler noch die Schreibmaschine mit Zwiebelsaft imprägniert, um sich dies Geruchsbild gebührend unter die Nase zu reiben, man glaubt beinahe, dass Grass dies tatsächlich getan hat, so scharf wehen hier die Zwiebelwinde, und ich muss auch gleich weinen ...

Ebenfalls ärgert mich die lästige Rekurrenz des Adamsapfels, der Maus (wieso eigentlich Maus?), immer dieser Adamsapfel. Um die Geschichte zu glauben, müsste dieser wirklich überdimensionale Größe besitzen, also mindestens – *riesig groß* gewesen sein, eher Rattenformat, aber die Ratte kam erst später dran